

Verschleppt zur Zwangsarbeit – ein Jahr der Schrecken

Zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt – das war gegen Kriegsende das Schicksal von einer Million Deutschen, aber auch von Millionen Menschen aus Osteuropa. Einer, den dieses Schicksal als Junge traf, erinnert sich in einem Buch.

Von **LOTHAR SCHMIDT-MÜHLISCH**

An einem eiskalten Februartag des Jahres 1945 macht sich in der ostpreussischen Stadt Mohrungen ein gerade 15jähriger Junge auf, dem Befehl des sowjetischen Standort-Kommandanten zu folgen, sich registrieren zu lassen. Die ausgestorbene Stadt flößt ihm Furcht ein. Der Schnee ist vom Aschenregen rotbraun gefärbt. Vor dem Elternhaus des Jungen liegen zwei tote deutsche Soldaten. Ein paar Häuser weiter kommt der Knabe an einer Frau vorbei, die mit hochgeschürzten Rücken steifgefroren im Schnee liegt, von den „Befreiern“ erst vergewaltigt und dann erschossen. Den 15jährigen überkommt das Grauen; er ahnt nicht, daß das erst der Anfang seiner Schrecken ist.

12 Millionen Deportierte in der Sowjetunion

Er kann nicht wissen, daß auch er ein Opfer jenes Geheimprotokolls der Konferenz von Jalta sein wird, in dem die Siegermächte sich das Recht einräumen, Zivilpersonen zu Reparationsdiensten zwangsverpflichten. Eine Million Deutsche werden auf dieser Basis – teilweise aber auch schon vorher, ohne jedes Abkommen – in die Sowjetunion verschleppt. Amerikaner und Engländer machen von dieser Möglichkeit nie Gebrauch. Aber die Sowjetunion kümmert sich nicht einmal um die Einschränkungen, die im Protokoll festgelegt sind. Sie verschleppt Kinder und Greise, sie macht vor Juden ebensowenig halt wie vor Polen, Ungarn, Jugoslawen, Rumänen. Insgesamt gibt es 1945 über zwölf Millionen Zwangsarbeiter in der Sowjetunion.

Ein Zehntel der sogenannten Reparationsdeportierten aus Deutschland stirbt schon auf dem Transport. 45 Prozent beträgt am Ende die „Sterblichkeitsrate“. Die letzten Überlebenden kehren erst Mitte der 50er Jahre nach Deutschland zurück.

Jener damals 15jährige, der von Mohrungen aus in den Ural verschleppt wurde, hat fast 40 Jahre später einen Bericht verfaßt, der fernab jeder schriftstellerischen Ambition an eine Seite der Zeitgeschichte erinnert, die man sonst eher am Rande abhakt. Herbert Mitzka, geboren am 6. Dezember 1929 in Königsberg, heute Oberstudienrat für alte Sprachen und Geschichte in Bensheim an der Bergstraße, schildert in seinem Bericht „Meine Brüder hast du ferne von mir getan“ (Atelier Hübner Verlag, Einhausen) ganz subjektiv und mit sehr privatem Duktus ein „Normalchicksal“: Erlebnisse eines gewöhnlichen Kindes, das in die Mahlsteine der Zeitgeschichte geriet.

Das schmale Buch liest sich dennoch – vielleicht auch gerade wegen seiner fehlenden Überhöhung – fesselnd. Es ist ein nüchternes, sprödes Buch, das versucht, allen Seiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Kind, denunziert von einem deutschen NKWD-Agenten, ausgerüstet mit nichts als zwei Butterbroten (die es in Erwartung schneller Rückkehr auch noch verschenkt), findet sich plötzlich auf einem wochenlangen Marsch quer durch Ostpreußen und Polen. Mit geringster Verpflegung, in eisiger Kälte, vorwärtsgetrieben von der sowjetischen Wachmannschaft,

geht es zu Fuß bis nach Zichenau, nördlich von Warschau.

Wer nicht weiterkann, bleibt liegen. Junge Russinnen schlagen verletzten Männern in die offenen Wunden. Der Knabe beginnt an Ruhr zu leiden. Zu der physischen Zerstörung kommt die psychische. Vergewaltigungen, Erschießungen, die Zerstörung aller Moralbegriffe, die nicht ganz verstandene Abkehr von bisherigen politischen Glaubensinhalten, der Verlust der Familie – für einen 15jährigen kaum zu verkraften.

Von Zichenau aus geht es in Viehwagen weiter bis nach Slatoust (hinter Ufa) im Ural. Unterwegs: Zunahme der Krankheiten, bestialischer Gestank in den Waggonen, Hunger, Durst, Diebstähle, eine wachsende Zahl von Toten. Der Gesundheitszustand des kleinen, 1,55 Meter großen Herbert wird immer schlechter. Wachsen – Fehlzanzeige. Die beiden Pull-Over, die ihn bislang vor der größten Kälte schützten, werden ihm geklaut. Jedes Denken und Fühlen mündet in die Devise: Überleben.

Dann das Lager von Slatoust, acht Kilometer außerhalb der Industriestadt, unmittelbar unter den schneebedeckten Gipfeln des Ural. Baracken ohne Tische und Stühle. Schlafen auf dem blanken Boden. Die Wege im Lager sind verschlammte und von blutigen Kotlachen übersät, „Minenfelder“ genannt. Die Nahrung: 600 Gramm hartes Brot, etwas Zucker, warmes Wasser (das Tee sein soll) und Wassersuppe, in der etwas Kohl schwimmt, pro Tag. Bad und Entlausung: alle vier Wochen.

Die Krankheiten nehmen zu. Vor allem Ruhr und Wassersucht. Der Tod wird zum täglichen Geschehen. In Massengräbern verscharrt man die Leichen grublos, teilnahmslos. Für Beerdigungseinsätze gibt es eine Extra-Ration. Das Sterben in den Lagern ist den Russen völlig egal. Es sind genug Menschen da.

Die körperlich noch einigermaßen Einsatzfähigen müssen täglich acht Stunden Zwangsarbeit leisten. Im Wald, in Bergwerken, in Baukombinaten vor allem. Herbert Mitzka ist dazu nicht mehr fähig. Das bedeutet: Lagerdienst. Meist heißt das vier Stunden Fußboden säubern in den Baracken. Mit Glasscherben werden, auf den Knien rutschend, die Dreckkrusten vom Boden gekratzt. Der Junge dämmert nur noch dahin, kann bald gar nichts mehr tun. Fast im Delirium, jedenfalls völlig apathisch, liegt er auf seinem Mantel. Aber er meldet sich nicht, aus Angst vor der Krankenbaracke, die kaum jemand mehr lebend verläßt. Daß Herbert Mitzka überlebt, liegt vielleicht am Maisbrot, den es ab Sommer 1945 wenigstens ab und zu gibt.

Ein Dolmetscher bringt die Rettung

In diese Zeit fällt auch ein einziges halbwegs angenehmes Erlebnis. Ein paar Russen bringen die Kinder des Lagers zu einem Badetag an einen Uralsee. Herbert ist so geschwächt, daß er die Kälte des Wassers nicht erträgt. Aber ihm hilft schon die gute Absicht. Ein winziges Loch in der Mauer aus Schweigen, Ablehnung und Leiden.

Und dann hat Herbert Mitzka doch noch Glück. Eine Kommission, die die Gefangenen untersucht und entscheidet, wer aus gesundheitlichen Gründen heimkehren darf, lehnt ihn zwar zunächst ab, ein Dolmetscher aber interveniert, und der Junge erhält im Herbst die Entlassung.

Am 6. Februar 1946, genau ein Jahr nach seiner Verschleppung, betritt Herbert Mitzka in Berlin zum erstenmal seine neue Schule, auf der er später sein Abitur macht.

Eine ganz gewöhnliche Jugendschichte.